

Illyrisches Blatt.

ZEITSCHRIFT

f ü r

Waterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Nr. 95.

Samstag den 27. November.

1847.

Bei dem Tode der Frau C. D. g. M. G.

Schmerzlich ist es, wenn ein theures Wesen
Sichtlich langsam sich zum Grabe neigt
Und die letzte, bitt're Scheidestunde
Nah, und immer näher sich uns zeigt:

Aber fürchtbar, jedes Herz erschütternd,
Trifft es, wenn es plötzlich, ahnungslos
Aus dem warmen, heitern Kreis des Lebens,
Sinket in des Todes kalten Schoof. —

Wenn ein Weib im Sommer seiner Tage,
Eine Gattin von des Satten Brust,
Eine Mutter aus der Kinder Mitte
Scheidet; eine Mutter den Verlust

Einer guten Tochter leidet, sehen billig
Von so Manchem wir es heiß beweint;
Doch — wie erst, wenn Alles dies in einem
Wesen, seit'nen Werthes sich vereint?

Wenn in ihm der Mann des Lebens Freude,
Und die Kleinen ihrer Mutter Herz,
Und die Mutter ihrer Tochter Liebe
Plötzlich missen sollen, wels' ein Schmerz!

Wer, der diesen Trauerfall vernommen,
Fühlte sich davon nicht tief bewegt;
Wessen Seele wurde von demselben
Nicht zum Mitgeföhle angeregt?

Und wer brächte der so früh Geschied'nen,
Die so gut und lebenswürdig war,
Und dem Jammer der Zurückgeblieb'nen
Nicht den warmen Boll der Thräne dar!

Ach, wie fürchtbar nahe liegt hiemieden
Glück und Unglück, Tod und Leben sich:
Daseyn hat dem Sohne sie gegeben,
Freu'te sich desselben und — erblich! —

Dennoch, dennoch dürfen wir nicht rechten!
Lassen wir auch Gottes Walten nicht;
Ist es uns gleich noch so dicht verhüllet:
Einfleis tagt es, einstens wird es Licht!

Ihr, die durch die Nacht hindurchgedrungen,
Strahlet es ihm hellstem Glanze schon,
Und auch Guee, die ihr sie beweinet
Harrt die Lösung an des höchsten Thron.

Glauben müssen wir, um einst zu schauen:
Schmerz und Freude kömmt aus einer Hand;
Jene, welche kindlich ihr vertrauen,
Sint sie selig in der Heimath Land.

Und — ein theures Pfand ist Euch geblieben:
Ihre Kinder blieben hier zurück!
Seht: in ihnen könnt Ihr sie noch lieben
Und es ruht auf Euch ihr Segensblick.

M. N. g. L.

Der arme Musiker und sein College.

Von W. O. v. Horn.

(Aus der „Wiener Zeitschrift“.)

Ich habe mich immer recht in die Seele hinein geargert, wenn ich das Wort hören mußte: „Man hört in unsern Tagen nichts Gutes mehr!“ Da sollte man doch wahrlich denken, unsere Zeit sey die allerschlechteste seit Adam's Tagen, und die Menschen seyen allesammt Spitzbuben, Unmenschen und Hallunken. Ich sag's Jedem in's Gesicht, es ist nicht wahr, wenn's auch Schuste genug gibt. Eine schlechte That wird überall erzählt, aber wenn einmal eine gute geschieht, schweigt man davon. Die guten Menschen legen sich damit nicht an den Laden und lassen's nicht austrumpeten, wie es die Pharisaer machten.

Darum wil' ich auch nicht stille schweigen, wenn ich eine gute That hier oder dort höre, und will hier gleich wieder eine erzählen, die noch nicht alt ist:

An einem schönen Sommertage gab's im Prater zu Wien ein großes Volksfest. Der Prater ist eben eine sehr große, öffentliche Gartenanlage, voll herrlicher Bäume, und ist der Hauptspaziergang und Belustigungsort der Wiener. Viel Volk's strömte hinaus, und Jung und Alt, Vornehm und Oering freuten sich dort ihres Lebens, und es kamen auch viele Fremde, die sich an der Volkslust erfreuten. Wo fröhliche Menschen sind, da hat auch der etwas zu hoffen, der an die Barmherzigkeit seiner glücklicheren Mitmenschen gewiesen ist.

So waren denn hier eine Menge Bettler, Orgelmänner, Harfenmädchen, die sich ihre Kreuzer zu verdienen suchten.

In Wien lebte damals ein Invalide, dem seine kleine Pension zum Unterhalte nicht ausreichte. Betteln mochte er

nicht. Er griff daher zur Violine, die er von seinem Vater erlernt hatte, der ein Böhme gewesen war. Er spielte unter einem alten Baume im Prater, und seinen treuen Pudel hatte er so abgerichtet, daß er vor ihm saß und den alten Hut im Munde hielt, in den die Leute die Paar Kreuzer warfen, die sie ihm geben wollten.

Heute stand er auch da und siedelte, und der Pudel saß vor ihm mit dem Hute; aber die Leute gingen vorüber und der Hut blieb leer. Hätten ihn die Leute nur doch angesehen, sie hätten Barmherzigkeit mit ihm haben müssen. Dünnes, weißes Haar deckte kaum seinen Schädel; ein alter, sadenscheiniger Soldatenmantel war sein Kleid. War manche Schlacht hatte er mitgekämpft, und fast jede hatte ihm in einer Narbe einen Denkkettel angehängt, bei dem für das Verlieren keine Sorge nöthig war. Nur drei Finger an der rechten Hand hielten den Bogen. Eine Kartätschenkugel hatte die übrigen zwei bei Aspern mitgenommen, und fast zu gleicher Zeit nahm ihm eine größere Kugel das Bein weg. Und doch sahen heute die fröhlichen Leute nicht auf ihn, und er hatte doch für den letzten Kreuzer neue Saiten auf seine Violine gekauft und spielte mit aller Kraft seine alten Märsche und Tänze.

Trübe und traurig sah der alte Mann auf die wogende Menschenmenge, auf die fröhlichen Gesichter, auf die stolze Pracht ihres Puges. Bei ihrem Lachen drang ein Stachel in seine Seele — heute Abend mußte er hungern auf seinem Strohlager im Dachstübchen. Sein Pudel war in der That besser d'ran; er fand doch vielleicht auf dem Heimwege einen Knochen unter einem Fußsteine, an dem er seinen Hunger stillen konnte.

Schon war's ziemlich spät am Nachmittage. Seine Hoffnung war so nahe am Untergehen, wie die Sonne; denn schon kehrten die Lustwandler zurück. Da legte sich ein recht tiefes Leid auf das wetterharte, vernarbte Gesicht.

Er ahnte nicht, daß nicht weit von ihm ein stattlich gekleideter Herr stand, der ihm schon lange zuhörte und ihn mit dem Ausdrucke tief empfundenen Mitleids betrachtete.

Als endlich Alles fruchtlos blieb und die müde Hand den Bogen nicht mehr führen konnte, auch ihn sein Wein kaum mehr trug, setzte er sich auf einen Stein und stützte die Stirne in die hohle Hand, und die Erde sog einige heimliche Thränen ein, und die sagt's nicht weiter.

Der Herr aber, der dort neben am Stamme der alten Linde lehnte, hatte gesehen, wie die verkümmelte Hand die Thränen abwischte, damit das Auge der Welt die Spuren nicht sähe. Es war, als ob die Thränen wie siedheiße Tropfen dem Herrn auf das Herz gefallen wären, so rasch trat er hinzu, reichte dem Alten ein Goldstück und sagte: „Leihet mir Eure Geige ein Stündchen!“

Der Alte sah voll Dankes den Herrn an, der mit der deutschen Sprache so holperig umging, wie er mit der Geige. Was er aber wollte, verstand der Invalide doch und reichte ihm seine Geige. Sie war nun so schlecht nicht; nur der gewöhnliche Geiger krazte so übel. Er stimmte sie glockenrein,

stellte sich darauf ganz nahe zu dem Invaliden und sagte: „College, nun nehmt Ihr das Geld und ich spiele!“ Der fing denn nun an zu spielen, daß der Alte seine Geige neugierig betrachtete und meinte, es sey sie gar nicht mehr; denn der Ton ging wunderbar in die Seele und die Töne rollten wie Perlen dahin. Manchmal war's, als jubilirten Engelstimmen in der Geige und dann wieder, als klagten Töne schweren Leids aus ihr heraus, die das Herz so bewegten, daß die Augen feucht wurden. Jetzt blieben die Leute stehen und sahen den stattlichen Herrn an, und horchten auf die wundervollen Töne; Jedermann sah's, der Herr geigte für den Armen, aber Niemand kannte ihn. Immer größer wurde der Kreis der Zuhörer. Selbst die Kutschen der Vornehmen hielten an. Und was die Hauptsache war, Jedermann sah ein, was der kunstreiche Fremde beabsichtigte, und gab reichlich. Da fiel Gold und Silber in den Hut und auch Kupfer, je nachdem's die Leute eben hatten und je nachdem das Herz war. Der Pudel knurrte. War's Pläster oder Uerger? Er konnte den Hut nicht mehr halten, so schwer war er geworden. »Macht ihn leer, Alter!“ riefen die Leute dem Invaliden zu, »er wird noch einmal voll!“ — Der Alte that's und richtig! er mußte ihn noch einmal leeren in seinen Sack, in den er die Violine zu stecken pflegte. Der Fremde stand da mit leuchtenden Augen und spielte, daß ein Bravo über das andere erschallte. Alle Welt war entzückt. Endlich ging der Geiger in die prächtige Melodie des Liebes: »Gott erhalte Franz den Kaiser!“ über. Alle Hüte und Mützen flogen von den Köpfen; denn die Oesterreicher liebten ihren edlen Kaiser Franz' von ganzem Herzen, und er verdiente es auch; allgemach wurde der Volksjubel so groß, daß plötzlich alle Leute das Lied sangen. Der Geiger spielte in der größten Begeisterung, bis das Lied zu Ende war; dann legte er rasch die Geige in des glücklichen Invaliden Schooß und ehe der alte Mann ein Wort des Dankes sagen konnte, war er fort.

»Wer war das?“ rief das Volk

Da trat ein Herr vor und sagte: »Ich kenne ihn sehr wohl, es war der ausgezeichnete Geiger Alexander Voucher (sprich: Buscheer), welcher hier seine große Kunst im Dienste der Barmherzigkeit übte; laßt uns aber auch sein edles Beispiel nicht vergessen!“ —

Der Herr hielt seinen Hut hin, und auf's Neue flogen die Geldstücke in den Hut des Herrn, der diesmal für den Invaliden aufhob. Alles gab, und als dann der Herr das Geld abermals in des Invaliden Sack geschüttet, rief er: »Voucher lebe hoch!“

»Hoch! hoch! hoch!“ rief das Volk.

Und der Invalide faltete seine Hände und betete: »Herr, belohne Du's ihm reichlich!“

Und ich glaube, es gab an diesem Abende zwei Glückliche mehr in Wien. Der Eine war der Invalide, der nun weithin seiner Noth enthoben war; und der Andere Voucher, dem sein edles Herz ein Zeugniß gab, um das man ihn beneiden möchte.

Wir aber sagen: »Hut ab, vor dem Voucher, und wenn er auch tausend Mal ein Franzose war!“ —

Ueber das optische, materielle und öconomische Verhältniß von Frankenstein's Solarlicht

im Vergleiche zu der gewöhnlichen Del-, Lampen- und Gasbeleuchtung.

Mehrere unter dem Publikum herrschende, sich widersprechende Ansichten über die neue Beleuchtungsart Frankenstein's, unter dem Namen „Solarlicht“, insbesondere aber ein Artikel im „Journal des österr. Lloyd“ Nr. 175, gibt uns Veranlassung, hier noch Einiges zur Aufklärung des wahren Sachverhaltes mitzutheilen. — Das genannte Journal enthielt folgendes Referat:

„G. L. Grass, 24. October. (Frankenstein's Lunar- und Solarlicht.) Bei der gestern Abends im Locale des Industrievereins Statt gefundenen zahlreichen Versammlung der Mitglieder hat der Redacteur des „I. ö. Industrie- und Gewerbe-Blattes“, Carl v. Frankenstein, Proben mit seinem Lunar- und Solarlichte angestellt. Die Flamme ist wirklich schön, das Licht hell und weiß, nur scheint es nicht jedes Auge vertragen zu können, denn es ist bei einem längeren Hineinblicken in die mit keinem mattgeschliffenen Glase umgebene Flamme demselben eher weh als wohlthuend — es ist zu stark —, das Auge findet sich nicht gleich zurecht. Das Nachtlicht (nämlich das Weingeist Lunarlicht) hingegen ist sehr angenehm. Die Urtheile waren nicht ganz übereinstimmend. Außer dem bereits Gesagten fand man, daß die Regulirung der Flamme zu viel Zeit in Anspruch nehme; Viele der Anwesenden gaben unserer jetzigen Gasbeleuchtung den Vorzug, indem die Frankenstein'sche Beleuchtung etwas zu theuer (??) komme*) und sich als Straßenbeleuchtung mehr für kleinere und besonders solche Orte eigne, die auf die Gasbeleuchtung verzichten müssen. Obgleich die Theilnahme nicht allgemein war**, so bleibt die Erfindung immerhin interessant und dem Erfinder ein nicht unbedeutendes Verdienst.“

Wir bemerken nur Folgendes:

Was die Lichtstärke anbelangt, so stimmen wir dem Hrn. Referenten vollkommen bei, daß nämlich die Licht-Intensität und Weiße der Flamme so groß sey, daß jedes Auge, bisher nur an das gewöhnliche gelbe Lampenlicht gewöhnt, davon im ersten Augenblicke sehr afficirt wird, und zwar in dem Grade, daß alle anderen Lichter dagegen wie bloße rothglühende Kohlen erscheinen, und eben deshalb kann, wie bemerkt wird, „sich das Auge nicht gleich zurecht finden.“ — Allein eben diese außergewöhnliche Lichtaffection, welche jene des Gaslichtes weit übertrifft, spricht nur zum Vortheile der Erfindung selbst, und wir müssen hier nur noch bemerken, daß, wenn Jemand eine Zeit lang in die Flamme gesehen hat, ihm dieselbe gleich, als ob er von den Sonnenstrahlen geblendet wäre, ganz rubinroth vorkommt, während ein Zwei-

ter, eben aus dem Finstern eintretend, über den Glanz und die Weiße der Flamme ganz von Erstaunen hingerissen wird. Es kann also häufig der Fall vorkommen, daß derjenige, welcher die Lampe anzündet, und dessen Sehnerven in dem ersten Momente ganz ungewöhnlich durch die Licht-Intensität afficirt worden, von der Meinung befangen sey, als ob die Lampe nicht mehr so schön brenne als früher. — Von diesem Irrthum wird derselbe aber gleich befreit, wenn er den Leuchtbrenner zurückschraubt und die Lampe wie gewöhnlich brennen läßt, wo der Lichtunterschied grell hervortritt, indem die Flamme dann nur ihr gewöhnliches heßes und glanzloses Ansehen hat.

Der Herr Referent bemerkt weiter, daß die Regulirung der Flamme etwas zeitraubender, als bei gewöhnlichen Lampen sey, — was aber durchaus nicht der Fall ist, sondern bei der einmal richtig gewählten Stellung des Zugalases (welches ohnehin durch eine Schraube auf und ab bewegt werden kann) steigert sich die Leuchtkraft ohne weitere Hebung des Dochtes von Stunde zu Stunde, und man hat nicht das Mindeste an der Lampe mehr zu richten, welche dann 8 — 10 und mehr Stunden das brillanteste Licht spendet, wenn anders der Delzulaß (wie bei den Niveau-lampen) gleichmäßig Statt findet; während notorisch jede gewöhnliche Dellampe von Stunde zu Stunde schlechter brennt, und man genöthiget ist, den Docht immer höher zu schrauben, um wenigstens ein halb gutes Licht zu erzielen.

Was den Kostenpunct betrifft, so müssen wir uns auf das in der Broschüre: „Nähere Notizen über das Lunarlicht“ *) Gesagte beziehen, und wiederholt bemerken, daß die Delconsumtion nicht nur nicht gesteigert, sondern bei der so niedrigen Dochthöhe von kaum 1 Linie eher verringert ist, und es kann auch von einer Delverschwendung um so weniger eine Rede seyn, da nichts als Rauch weggeht, sondern die Flamme als wirkliches Delgas durch den Leuchtbrenner zur vollständigsten Verbrennung gebracht, mithin jedes Deltheilchen zu Nutzen gemacht wird. — Die Kosten stehen daher zu jenen der Gasbeleuchtung, welche manche andere Vortheile für sich, aber auch manche Uebelstände gegen sich hat, in keinem Vergleich, denn eine Solar-Defflamme, welche dem Effect von 15 Unschlittkerzen oder 10 Wachskerzen gleichkömmt, kostet pr. Stunde nur 1 fr. C. M., und eine mittelmäßige Gasflamme von gleichem Effecte wenigstens das Doppelte. — Wir enthalten uns hier übrigens jeder weitern Details über die neue Beleuchtungsart, da solche ohnehin von den Theilnehmern nunmehr am besten durch eigene practische Ueberzeugung gewürdigt werden dürfte. Nur bitten wir die sämmtlichen Herren Redacteurs von Zeitungen und Journalen, keine voreiligen Berichte über diesen Gegenstand aufzunehmen, sondern sich erst selbst durch persönliche Anschauung und Vergleichung die gehörige Ueberzeugung zu verschaffen, denn wir sehen es voraus, daß, wie bei jeder neuen Sache, auch hier Leute auftreten werden, welche ohne gründliche Vorkenntnisse und ohne gehörige Auffassung

*) Warum theuer? Etwa wegen der kleinen Prämie für das Anwendungsrecht?

**) Natürlich, da man der Gasbeleuchtung nicht nahe treten wollte, für welche doch die Erfindung eben so anwendbar, als für das Lampenlicht ist.

des Principes, bei gänzlicher Unbekanntheit mit dem Gegenstande, oder als natürliche Gegner selbst, das Publikum mit einer bloß oberflächlichen Beurtheilung behelligen oder irre leiten, wie es zum Theil schon dort geschehen ist, wo man bei einer abgeführten, ganz anspruchlosen Probe auf eine förmliche Illumination mit vielen Lampen rechnete, während der Erfinder bloß des Vergleichs wegen eine einzige Flamme aufstellen ließ. — Hier entscheiden nur photometrische Versuche über den Werth der Sache, nicht der blendende Lichteffect allein, der selbst das unbefangenste Auge täuschen kann. Darum ist es zuerst Sache der Wissenschaft, und mithin der löbl. Gewerbevereine*), solche neue Erfindungen sorgfältig zu prüfen, und sie dem Publikum durch Darstellung des wahren Werthes allmählig zugänglich zu machen, da es überhaupt sehr schwer ist, mit einem noch so guten Lichte — die Finsterniß dort zu durchdringen, wo man offenbar nicht sehen will.

Gedanken im Schlafrocke.

Von Just. Schönstein.

Man sagt: Alle Menschen gleichen sich im Tode. Das ist sehr sonderbar, daß die Menschen einander nur dann gleichen, wenn sie verschieden sind.

Der Anti-Thierquälerversen zu H. hat einen Preis ausgesetzt auf ein Mittel, die Hunde, die doch bekanntlich alle von Flößen gereinigt werden, von dieser Qual zu erlösen, ohne den Flößen zu schaden, und dadurch deren Recht der Existenz zu beschränken.

In einem Concert der Jenny Lind war ein junger Mann über ihren Gesang so wegg, daß ihn seine Freunde nicht mehr finden konnten. —

Ein Redacteur mit wenig Abonnenten kann die Entkräftung des Publikums am besten beurtheilen, denn er sieht am deutlichsten, wie wenige es gibt, die eine Zeitung halten können.

Warum haben die neuen Journale immer so viele Ausfälle zu fürchten? — Weil die alten Journale sonst keine Einfälle hätten.

Ein Antiquitäten-Sammler in Wien soll alle Zettel eines gewissen Theaters in Wien zusammen kaufen, — weil sie nur Altes bringen.

J. Baum's großartiges Elissum in Wien wird nun bald wieder eröffnet. — Wieder ein Beweis, daß man auch ohne ärztliche Hilfe unter die Erde kommen kann.

Was haben Journalabonnenten mit Kartenspielern häufig gemein? — Für theures Geld — leere Blätter in Händen zu haben. —

Die diesjähr. Triester Kunstausstellung.

Generell besprochen von Leopold Kordesch.

(Schluß.)

Genrebilder gibt es viele und zum Theil recht vorzügliche. Der berühmte Holländer G. G. van Haanen, gegenwärtig in Wien weilend, hat diesmal keine Winterlandschaften eingesendet, die ihm den Ruf gegründet haben. „Ein nachdenkendes Mädchen“ und „eine Landschaft nach dem Regen“, von der ich später sprechen will, sind seine Bilder in dieser Ausstellung. Das Mädchen ist sehr zart behandelt, besonders glücklich sind

Gesichts-Ausdruck und Colorit. M. Müller (München) hat in seiner „Rückkehr bei Nacht“ ein sehr schönes, effectvolles Stück geliefert, welches leicht einen Käufer finden dürfte; eben so trefflich, wenn nicht noch vorzüglicher, möchte ich F. Simon's „Legte Wegebeziehung“ bezeichnen; beide Gemälde zeugen von reicher Phantasie und kräftigem Pinsel. Der letztgenannte Künstler ist ebenfalls in München. Den Namen Natalia Schiavani braucht man nur zu nennen, um zu wissen, daß es wieder Dactylen oder sonst leichtverhüllte Frauen sind, die dieser ausgezeichnete Venetianer ausstellt. Sein Colorit ist in der That ganz eigenenthümlich, seine Behandlung des Fleisches und der Formen einzig — aber warum die Manie, immer nichts als Frauen zu malen? Ein Maler von Ruf und Namen dient durch diese Monotonie jüngern Künstlern, die ihm nachstreben, zu keinem guten Vorbild. Schiavani lieferte zwei herrlich gemalte Mädchen in Halbfigur, Von G. Raab aus Wien sieht man „ein spielendes Mädchen“ mit lobenswerthem Fleiß ausgeführt. Das Genus der hübschen Mädchen ist gut vertreten, denn noch „ein Mädchen, welches einen Brief liest“ findet man unter den vorzüglichern Bildern. Es ist von L. Polzak aus Rom eingeschickt. Zartheit, Ausdruck und sehr correcte Zeichnung sind Vorzüge dieses schönen Gemäldes. „Mütterliche Sorge“ heißt ein Bild von G. Berti aus Florenz. Es mag seine Vorzüge haben, mich hat es nicht besonders angesprochen, weil die Idee, die der Künstler ausführen wollte, nicht deutlich genug herauszutreten scheint. Das Bild hat mehrere Figuren, wovon die zwei mittlern die vorzüglichern sind. „Ein Stück aus dem Volksleben“ von Gustav Wappers (Brüssel) behauptet sich in diesem Genre sehr wacker; es ist voll Leben und Treue des Charakters. G. Marastoni (Vest): „Die Taubenpost.“ Ein recht frisches, schönes Bild; die Behandlung des Gewandes recht tüchtig; die Idee selbst gelungen. —

Unter den Landschaft-, Architektur- und Seegemälden notirte ich folgende: Welchem Kenner der neuern Schule ist der tüchtige Landschaftsmaler Joseph Feid aus Wien unbekannt? Die Ausstellung zählt leider nur eine Landschaft von ihm, aber diese ist voll Saft und Kraft, und wirkt ein Baumschlag! — Van Haanen steht ihm mit seiner „Landschaft nach dem Regen“ würdig zur Seite, allein die Winterlandschaften dieses Meisters, die ich in Wien und Triest so oft schon sah, zeugen denn doch wenigstens von größerer Originalität. Den Genanten reiht sich G. Hilbert aus Prag mit seiner prächtig gemalten „Ruine eines Klosters im Winter“ an. Das Bild ist die erstarrte Natur im Winter selbst. Auffassung und Ausführung sind eines Meisters würdig. „Eine Alpenlandschaft bei Mondschein“ von B. Stange aus München verdient besonders in Behandlung der Bergparthien unbedingtes Lob. G. von Haugl in Florenz hat ein „Nachtstück bei Mondschein“ und A. Hull aus Holland ein „Seelück“ geliefert, wirklich zwei Bilder, die besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, obschon sie nur klein sind. In beiden ist seltene Natürlichkeit des behandelten Gegenstandes zu loben. Zwei Architekturstücke: „Das Colosseum in Rom“ und „die neue Straße in Verona“ — ersteres von Emil Richter aus München, letzteres von Carl Canella, einem Veroneser, aus Florenz eingeschickt, zeichnen sich unter andern vortheilhaft aus, besonders aber „die neue Straße in Verona“, für deren Naturkunde Referent aus eigener Anschauung einleben kann. G. Scheuren aus Düsseldorf tritt mit dem „Gaskiner Wasserfall“ auf. Die Cascade ist nicht ohne Verdienst gemalt.

Die zwei Prämien-Kupferstücke der Kunstausstellung von 1847, für die Vereinsmitglieder bestimmt, sind ausgezeichnet und beide in Paris gestochen. Das erste ist von Allais, das zweite von Garnier. Ein „Früchtenstück“ von F. Jakob (Paris), ein kalligraphisches Quodlibet von F. R. Leuz aus Triest und ein Aquarellbild von G. Friß verdienen unter den Kleinigkeiten genannt zu werden.

Von Sculptur sieht man nur wenig. „Booz und Ruth“ aus Sandstein gemeißelt von Nikol aus Tommaso in Venedig, schien mir das vorzüglichste. Die edle Einfachheit in Ausführung zeichnet diese zwei Statuen vor allen aus. Die Sculptur des G. Sinkovich, eines Ungars in Venedig, verräth einen kühnen, genialen Meißel. F. Montessor in Verona lieferte „ein trauerndes Mädchen“ aus Carrara-Marmor; besonders Vorzügliches ist eben nichts daran. Ein aus Holz geschnitzter „Merkur“ von G. Maironi (Triest) zeugt von Talent.

Schließlich noch die Bemerkung, daß dem Referenten bei der letzter nur einmaligen Besichtigung der Gallerie vielleicht manches Gemälde kann entgangen seyn, welches genannt zu werden verdient, weshalb er auch diese Besichtigung keineswegs als erschöpfend, sondern vielmehr flüchtig und generell bezeichnet haben will.

*) Wie wir vernehmen, hat die hiesige k. k. Landwirtschafts-Gesellschaft eine solche Flamme bestellt. Die Redaction.